



Illustriertes Unterhaltungsblatt

Grete Füllunger

Roman von Alfred Vock

(Fortsetzung)

Ganz Ihrem Schmerz hingegeben saß Grete Füllunger da. Der Pfarrer hatte ihren Vater einen alten Mann von allem Schrot und Korn genannt, der in seinem Kreise dem Recht und der Wahrheit diene. Er hatte von der kurzen glücklichen Ehe des Heimgegangenen gesprochen, an sie, die Tochter, hatte er nur wenige Worte gerichtet. Dafür war sie ihm dankbar. Was sie an ihrem Vater verloren, konnte nur das eigne Herz ihr sagen. Sie hatte in unendlicher Liebe an ihm gehangen, hatte zu ihm emporgesehen. Warum sie ihn immer beneidete, das war die stille Genügsamkeit, die ihm das Leben umfriedete. Sein Spruch war: „Man muß sich bescheiden mit dem, was man hat und muß den andern etwas Gutes gönnen!“ Sie konnte sich nicht entsinnen, daß er jemals ärztliche Hilfe gebraucht. Und doch hatte er in keiner festen Haut gesteckt. Das war sie erst wahr geworden, als die Krankheit der letzten Wochen ihm so schnell die Kräfte benahm. Daß sie in den jungen Jahren allein stehen würde, daran hatte sie mit keinem Gedanken gedacht. Vieles sei stürzte auf sie ein, vielerlei war zu ordnen. Der nächsten Sorge war sie enthoben. Der Buchbinder Ibold ging ihr mit Rat und Tat zur Hand. Ludwig, sein Sohn, der, das wußte sie, durch seine Mutter von allem unterrichtet war, hatte nichts von sich hören lassen. Vielleicht schwang er sich noch zu ein paar Beileidszettel auf. Wenn er's tat, würde es nichts daran ändern, daß er sich von ihr abgewandt hatte. Es gab eine Zeit, da er zu ihr sagte: „Hätt ich Dich nicht, Grete, ich hieß's hier nicht aus!“ Das war damals, als er seinem Vater in der Werkstatt erklärte: „Ich hab das Aufzählen von Plakaten und die Pappbände satt. Ich will weiter. Was Du selbst nicht gelernt hast, kannst Du andre nicht lehren!“ Der Miß ward größer und größer. Ludwig hatte kein Geheimnis vor ihr und schenkte ihr sein volles Vertrauen. Er sah aus wie das Leiden Christi, und er dauerte sie. Sie kannte ihn durch und durch und wies ihm den Weg aus der Wirrnis heraus. „Ich begreif Deinen Vater nicht.“

sagte sie. „Wer vorwärts will, dem hilft man doch. So hart es mich trifft, Du mußt fort! Draußen siehst Du mit tausend Augen. Und Du hast einen guten Kopf. Kommst Du heim und zeigst Deinem Vater, was Du kannst, wird er nicht so unversonnen sein, Dir das Feld zwerch zu machen, und Du richt'st Dir das Geschäft nach Deinem Geschmac ein!“ „Goldammerchen“, rief er wie befreit, „das ist mir aus der Seel' gesungen!“ Und er fiel ihr um den Hals und küßte sie. Bald danach schnürte er sein Bündel und ging. „Wir zwei wissen, wie wir miteinander stehen!“ waren seine Abschiedsworte. Sie hatten sich nicht förm-



Scherenschnitt von Hans Goetsch

lich verlobt, aber sie betrachtete sich als seine Braut. In der Fremde erfuhr er erst eine Enttäuschung nach der andern. Er schaffte in Heidelberg, in Heilbronn und in Ehlingen, ohne eine Stelle zu finden, die seinen Wünschen und Erwartungen entsprach. Endlich gelang es ihm, bei einer Großbuchbinderei in Stuttgart anzukommen. In der Handbinderabteilung, die dem Betrieb angegliedert war, bildete er sich zum Kunsthandwerker aus. „Die Glückseligkeit scheint nicht jedem“, schrieb er ihr, „mir ist sie wirklich aufgegangen.“ Woche für Woche erhielt sie Bericht. Nach und nach kam ein ganzes Päcklein Briefe zu-

fammen. Sie hatte ihre helle Freude daran. Und sie glaubte seine Stimme zu hören: „Unter meinen Kollegen sind große Laternen und kleine Lichter. Ich profitier von allen. Soviel hab ich heraus: dem Buchbinder seine Kunst steckt nicht bloß in den Händen, sie steckt auch im Kopf. Bin ich wieder daheim, geht's nicht in der alten Veier fort. Ich will mir in meinem Handwerk ein'n Namen machen. Der goldene Boden kommt dann von selbst!“ Ein Bücherfreund in der Schweiz hatte seinem Haus an hundert Werke in Oktav, Quart- und Folioformat geschickt. Diese sollten aufs Kostbarste gebunden werden. Dem Gefellen Ludwig Ibold ward an der Arbeit Anteil gewährt. Das erfüllte ihn mit großer Befriedigung. Wenn Grete an die Zukunft dachte, sah sie alles im günstigsten Licht, sah für sie beide das Nest gebaut. Ludwig hatte mittlerweile seine Wohnung gewechselt. Warum, darüber ließ er sich nicht weiter aus. Von da ab trafen seine Nachrichten spärlicher ein. Sechs, acht Wochen ließ er vergehen, ehe er auf ihre Briefe Antwort gab. Mit einem Male verstummte er ganz. Ein Jahr war's her, daß er nicht mehr an sie geschrieben hatte. Seine Eltern sagten, er schaffe noch an derselben Stelle. Er hatte sie aus seinem Kalender gestrichen. Das alte Lied, das alte Leid:

„Als die Treue ward gebor'n,
Kroch sie in ein Jägerhorn,
Der Jäger blies sie in den Wind,
Darum man keine Treu' mehr findt!“

Den Dingen nachzuspüren, verbot ihr Stolz. Und sich an törichte Hoffnungen zu klammern, war nicht ihre Art. Der Traum war verfliegen, es war vorbei. An Verehrern und Begehrern hatte es ihr nicht gefehlt. Und seltsam, der, den sie am derbsten abgewiesen, hatte ihr heut am Grab des Vaters die Hand gedrückt: Theobald Sonder! Er trug ihr nichts nach. Wie man auch über ihn denken mochte, im Grunde war er herzengut.

Ludwig Ibold, der Gesell, war gegen Abend von der Arbeit gekommen und hatte es sich eben in seiner Stube bequem ge-

macht, als Rikese, das Töchterchen seiner Wirtin in Stuttgart, hereinschlüpfte und rief:

„Bischt endlich da? Jetzt bin i frohl! Du muscht mir a Geschichtl verzähle!“

Der Gesell lachte.

„Rikese, ich hab die Taschen voll guten Willen. Wo nehm ich aber all die Geschichten für Dich her?“

Er schnatzte mit der Zunge.

„Halt, da fällt mir wirklich was ein. Das Gespütnis vom Bohnenweibchen!“

Die Kleine klatschte in die Hände.

„Vom Bohnenweibchen? Das muß lusch-tig sein!“

Stink wie ein Wiesel kletterte sie auf des Gesellen Schoß.

Der hob an:

„Vor vielen Jahren war bei uns daheim eine alte Frau, klein und krötig. Die hieß Netze. Sie hat schlohweißes Haar gehabt, und ihr Gesicht war rufseuerrot. In der Stadt galt sie als Schmuttel, die nach Gott und der Welt nichts fragte. 's war am Himmelfahrtstag. Die Glocken riesen: Kommt in die Kirche! Was tat die Netze? Schlampig angezogen ging sie in ihren Garten, der vor dem Haintor lag, und fing an, Bohnen zu stecken. Auf einmal stand ein großer schwarzer Mann vor ihr in einer fremdartigen Tracht. Der war so mager, man konnt Muskatnuß auf ihm reiben. Und er tupfte der Frau auf die Schulter und sprach: „Was machst Du hier am Feiertag?“ Man hätt denken können, das Herz wär ihr in die Schuhe gefallen. Blüwweil „Feiertag hin, Feiertag her,“ sagt sie frech, „weg von meinen Bohnen!“ „Böf Stüd Weiberfleisch,“ donnerte der schwarze Mann sie an, „Du wirft keine Bohnen mehr essen!“ Sprach's und zerstoß in der Luft. Am andern Morgen wurde die Netze tot in ihrem Bett gefunden. Seit der Zeit sieht man bei uns am Himmelfahrtstag in den Gärten ein altes Frauchen. Das kriht und krächzt. Und schlappt herum. Und setzt in einemfort Bohnen! 's ist aber niemand anders als die Netze, die den Feiertag vermalst hat. Hundert Jahre muß sie wandern. Dann wird sie ersöft. Das ist die Geschichte vom Bohnenweibchen!“

Das Rikese hatte aufmerksam zugehört. Nun sagte es nit einem nachdenklichen Gesichtchen:

„Bischt am Freitag, wie's in die Kirche g'läut hat, hat die Mutter für di g'wasche. Wann sie g'storwe isch, muß sie da au wandere?“

„Nein Rikese,“ erwiderte der Gesell ein wenig betreten, „deswegen muß sie nicht wandern. Waschen und Bohnenstecken ist zweierlei.“

Das Weißköpchen babbelte weiter:

„Belt, Du bischt aus'm Hessekländle?“

„Rikese, das weißt Du doch!“

„Wie der Vater noch bei uns war, hat er Dich als Blinder Heß g'heißt. Jetzt isch er blind und Du kannschst äßweil sehe.“

„In dem großen schönen Haus, wo Dein Vater ist, machen sie Heile, heile Segen! Dann wird alles wieder gut!“

Er hob das Kind in die Höhe und stellte es lacht auf den Boden.

„Das Sandmännlein hat an der Tür geklopft. 's meint, Du sollst schlafen gehen!“

„Gu' Nacht!“ sagte die Kleine folgsam und trippelte hinaus.

Ludwig Ibold stand auf und trat ans Fenster. Er hatte einen wdhsgelbdaten

Kopf und seine schlonke Hände. Die Kollegen im Geschäft bemerkten, daß der muntere Ausdruck aus seinem hübschen Gesicht seit einiger Zeit verschwunden war, und daß er sich auffallend hängen ließ.

Drunten auf der Hauptstätterstraße begann der Verkehr zu ebbn. Neben an vor dem Hause des Kaufmanns Spindler spannte ein Bäuerlein seinen Braunen an, schwang sich auf das Sighrett, und das Gefährt rasselte über das Pflaster. Gegenüber rauchte der Flaschner Selzer nach getaner Arbeit vernüglig sein Pfeifechen und sprach zu seinem Mieter, dem Graveur Beiswang, hinauf, der sich weit aus dem Fenster des obersten Stockwerks beugte. Zuweilen hörte man des Flaschners kurzes stoßweises Lachen. Schwabend und sichernd kamen die Mädchen aus der nahen Handschuhfabrik. Auf dem Glasdach des Photographen Jörger lag ein rotgelber Schein, der Abglanz des sinkenden Tages.

Das alles sah Ludwig Ibold und sah doch darüber hinweg. Seine Gedanken durchflogen die Jahre, die er in der schwäbischen Hauptstadt seinem Gewerbe oblag. Herr Dittmar, sein Prinzipal, war ein Mann, vor dem man den Hut abziehen mußte. Der hatte sich aus kleinen Anfängen zum Besitzer einer angesehenen Großbuchbinderei emporgearbeitet. Wenn er durch die Säle ging, guckte er in neun Häfen. In der Handbinderabteilung hielt er sich am längsten auf. „Ihr sollt etwas aufbauen.“ war seine Rede, „was uns verlorengelassen ist. Unser Handwerk soll sich wieder zur Kunst entwickeln!“ Einmal war Herr Dittmar an Ludwigs Platz getreten und hatte gesagt: „Sie haben Geschma!“ Das Lob des Geschäftsherrn, das wußte Ibold, würde ihm nicht zum Künstler machen, aber es war ihm ein Sporn. Soweit konnte er mit seinem Schicksal zufrieden sein. Von den Kollegen war ihm der Preßvergolder Eberle der liebste. Der hatte, so wurde erzählt, auf der Walze ein abenteuernes, verwogenes Leben geführt. Das war lang her. Jetzt war er verheiratet und zahn wie ein Lamm. Daß er die Schwäche hatte, seine Persönlichkeit ins hellste Licht zu setzen, sah man ihm gern nach, denn gab's bei der Arbeit eine harte Nuß zu knacken, war er dazu der rechte Mann. Sie waren Freunde geworden. „Ich trink nicht mit jedem Brüderschaft,“ sagte Eberle, „mit Dir, Ibold, ja.“ Im Geschäft schafften sie Platz an Platz. „Sie hängen aneinander wie die Kletten!“ wurde über sie gespöttelt. An den Sonntagen machten sie Ausflüge in die Umgebung von Stuttgart. Eberles Frau und das Rikese waren auch dabei. An einem milden Oktobertag war's, daß sie in Gmünd vor dem Gulleuthaus der barmherzigen Schwestern standen und auf dem Dombalken die Worte lasen:

„Halt dich rein,

Getreu es mein,

Willtu wehrt gehalten sein.“

An den Spruch hatte er später noch oft denken müssen. Eines Morgens klagte Eberle über heftige Schmerzen auf dem linken Auge, das stark entzündet war. Das linke Auge steckte das rechte an. Des Vermissen Sehkraft nahm mehr und mehr ab, ein Eingriff blieb wirkungslos, er ward blind. Die lebenslustige Frau war wie vom Blick gerührt.

Was sollte nun werden? Eberle behielt den Kopf oben. Er ließ sich zum

Prinzipal führen und sprach: „Meine Augen meinen, ich wär undankbar, ich hätt für meinen Teil genug gesehen. Deshalb haben sie mir die Freundschaft gekündigt. Nun hilft mir keine Brille mehr!“ Herr Dittmar sagte: „Lassen Sie den Mut nicht sinken. Sie haben mir gute Dienste geleistet, es ist meine Pflicht, daß ich mich dafür erkenntlich zeige!“ Er übergab Eberle zinsfrei ein kleines Kapital, womit dieser in der Hauptstätterstraße eine Schreibwarenhandlung erwarb. Das Geschäft, das regen Zuspruch hatte, versah die Frau. Der Mann aber wollte nicht müßig sitzen, er ging in die Blindenanstalt nach Gmünd, allerlei Handarbeiten zu erlernen. Wieviel Zeit seine Ausbildung erfordern würde, war nicht abzusehen. Eine überflüssige Stube hatte Frau Eberle an ihres Mannes Freund und Kollegen vermietet. „Ludwig,“ hatte der Blinde geäußert, „Du bist mir als Mieter eben recht. Meine Frau ist in dem Geschäft noch neu, sie wird Dich mehr fragen als Du antworten kannst. Aber es ist doch jemand da, der ihr beispringt. Und das ist mir eine große Beruhigung!“ Die Frau hatte, als ihr der Himmel noch voller Segen hing, Ibold zugebindzelt, hatte ihm verstoßen die Hand gedrückt. Hieß es nicht ins Feuer blasen, als er sein Quartier am Dorotheenplatz verließ und zu ihr in die Hauptstätterstraße zog? Sie hatte ihn ins Garn gesodt. Daß er sich's zu seiner Schande gestand: er betrog seinen blinden Freund! In quatsvollen Nächten, wenn ihn sein Gewissen mit Wolfszähnen biß, gelobte er sich: „Du darfst's nicht mehr tun, du mußt von ihr fort!“ Sie aber lullte ihn immer wieder ein, sie hatte etwas an sich, das ihn willenlos machte. Dachte er an die Grete in ihrer Reinheit, stieg ihm die Schamröte ins Gesicht. Heut Nacht hatte er von ihr geträumt. Sie sah ihn mit ernstlichen dunklen Augen an und sprach: „Wer fallen will, verdient nicht, daß man ihn hüt!“

So beschmuht, so verhandkloppt kam er sich ihr gegenüber vor, daß er sich nicht mehr hatte entschließen können, ihr zu schreiben. Auch nicht, als ihr Vater gestorben war. Dabei brannte ihm der Boden unter den Füßen, und der Warner in ihm rief: „Entweder Du machst der schändlichen Sache ein Ende oder Dein letztes Schätzchen Anständigkeit ist zum Teufel gegangen!“

Frau Eberle, die in die Stube trat, unterbrach seinen Gedankengang. Sie war eine vollbusige Blondine, der das Feuer aus den Backen sprang.

„Soll einem da net, das Geduld säde reife?“ rief sie aufgebracht. „Grad will i de Lade schließte, da kommt a Frau aus Hedelsfinge. „Hamweise Federhalter, Frau Eberle?“ „G'wiß hab i Federhalter!“ sag i und leg ihr sechs oder siwwe Stüd vor. Sie nimmt ein' in ihr' Pfote und bequett ihn von obe bis unte. „Was koscht der, Frau Eberle?“ „Zwanzig Pfennig.“ Sie nimmt ein' andern zwische die Finger und begrabbelt 'n. „Was koscht der?“ „Fufzahn Pfennig.“ „So, so!“ Sie nimmt den dritte Halber. „Und was koscht der?“ „Zehn Pfennig, Frau!“ „Der isch recht,“ sagt sie, „der könnt mir jetzt passe. Ja, ja. No, i will's mir nochmal überlegen.“ So nuschelt sie und dapp't 'eraus. Das nenn i a fein Geschäft!“

Da Ludwig Ibold schwieg, schaute Frau Eberle ihn verwundert an und fragte:

„Was ischt Dir dann über die Leber g'laufe?“

„Mir ist nichts über die Leber gelaufen,“ antwortete er bitter. „Aber, daß Du's weißt, in vierzehn Tagen mach ich heim!“

Sie trat einen Schritt zurück.

„Warum gehst Du heim?“

„Weil ich hier aus der Stickluft heraus will!“

Sie lächelte spöttlich.

„Hat Dir das Gänsele daheim ein Brandbrief g'schrieben?“

Er runzelte die Stirn.

„Das Gänsele? Das verbitst Du mir. Sie hat mir übrigens nicht geschrieben.“

„I dacht schon.“

Sie nahm einen Stuhl, setzte sich und sagte:

„Ja, wann Du fort willst, i kann di net halte. Du brauchst di au gar net aufz'rege. Wir können ganz ruhig drüber schwäge. I mein nur, Du kommst noch früh g'nug wieder in das elende Nest. Die Alte spreche von altem Käse. Oder glaubst, daß sich Dein Vater von Dir in den Bart greife läßt? Der ischt zäh und schiebt Dir a Kiesel vor. No und dann? Denn fischst bis über'n Hals im Dreck und denkst: Wär' i bliebe, wo i war! I kenn, Di, Ludwig, Du bist für das Kleinfügige net g'schaffe. Wie g'sagt, wann Du gehe willst, i kann Di net halte. Aber i an Deiner Stell, i tät mir's vielmal überlege.“

Er verließ seinen Platz am Fenster und trat vor sie hin. Er war sehr bleich, sein Gesicht schien lang und schmal.

„Ich bin für mein Leben gern bei meinem Prinzipal,“ sagte er mit vor Erregung zitternder Stimme, „hab ihm viel zu verdanken und verdank ihm jeden Tag mehr. Aber, wenn ich jetzt so bei der Arbeit steh, würgt mich's manchmal, daß ich denk, ich fall um. Wer die Last trägt, spürt was sie wiegt. Du sagst Du kennst mich. Du kennst mich nicht. Sonst täst Du's merken, daß ich totunglücklich bin! Wie gestern der Werklehrer Stiehl aus Gmünd da war und sagt: „Der Herr Eberle ist ein seelenguter, treuer Mensch. Darum hat er in der Anstalt unter seinen Schicksalsgenossen auch viel Freunde gefunden!“ Wie der Herr Lehrer das sagt, meint ich, die Erd' müßt mich verschlingen. Dein Mann sitzt in Gmünd, ist ohne Arg, und Du und ich, wir haben's zusammen!“

Er schlug die Hände vor die Stirn.

Sie stand auf und sagte mit einer wegwerfenden Gebärde:

„Karreteil! Noch einmal, wann Du fort willst, i halt Di net, Du muscht wisse, was Du tuft. I möcht aber au noch a Wörtle schwäge. I kann mei Lebe durchmüschtere wie i will, i hab noch kein Mensch um was bracht, i möcht sogar sage, i bin religiös. Freie, in Liebesangelegenheit denk i net gar so streng. 's ischt doch emal so in der Welt und wird immer so bleibe: was sich liebt, g'leht sie au. Und Di hab i lieb. Deswege kann i Dir au net böß sein. Was rechte Lieb ischt, hält ein Stoh scho aus!“

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals.

„Du Doktehanl, was holst Du von der Lieb verstande, wie Du nach Sluggerd komme bist? Nig, gar nig. I hab Di erscht g'lernt, was Liebe heißt!“

Es zuckte um seine Lippen, er wollte sprechen, ihre Küsse erstikten seine Worte, und seine guten Vorsätze zerschmolzen wie Schnee an der Sonne.

Sonntag Morgen. In seiner Kammer, die an die Wertstatt stieß, sprach Ruckstuhl, des Meisters Füllinger Gesell, beim Ankleiden vor sich hin:

„Drei Jahre hatt ich einen guten Platz. Was wird mir jetzt blühen? Wieder auf der Strähle dippeln und, wenn die Ache ausgegangen ist, plattmachen bei Mutter Grün.“

Er trat vor den Spiegel, der über dem Waschgestell hing, betrachtete wohlgefällig sein von der Sonne gebräuntes Gesicht und fuhr mit dem Kamm durch das spröde Haar.

„Blechner, ruhig Blut! Heut' kloppst du droben auf den Busch. Dann siehst du, wie der Hase läuft.“

Geschneigelt und gestriegelt begab er sich zu Grete Füllinger hinaus und legte ihr die Strazze vor, in die er alle Geschäftsvorgänge der abgelaufenen Woche gewissenhaft eingetragen hatte. Sie sah seine Aufzeichnungen sichtlich durch und sagte:

„'s ist allerlei zusammen gekommen. Sie wissen's ja 's hat im Blättchen gestanden, daß das Geschäft zu verkaufen ist. 's haben sich auch Leut gemeldet. Der Herr Ibold spricht, die einen wollen's halb geschenkt haben, die andern hätten große Rosinen im Kopf und einen leeren Beutel.“

Der Gesell zuckte die Achseln.

„Wer hter süßen und etwas herauszipfeln will, Fräulein Grete, der muß viel hereinstecken. Der Meister selig war nicht für Anschaffungen. 's blieb beim Alten. Schließlich hat jedes Geschäft seinen schwachen Teil. Da heißt's, die Augen auf! Was führen wir drunten im Laden? Allerlei und doch nichts Rechtes. Spezialartikel müßten wir machen. Und dazu brauchen wir Arbeitsmaschinen. Ich will nicht den Brascher herauskehren, Fräulein Grete, aber wenn Sie im Sinn hätten, das Geschäft zu behalten, ich tät mich getrauen, es in Zug zu bringen!“

Er hob die Brust, alle Muskeln in seinem Gesicht waren gespannt.

„Ich denk nicht dran, das Geschäft zu behalten,“ erwiderte Grete Füllinger. „Der Herr Ibold sagt: „Wir rücken's jetzt ins Fachblatt ein. 's brennt ja nicht auf den Nägeln!“ Und das mein ich auch. Ihnen, Ruckstuhl, stehen viele Türen offen. Sie sind tüchtig in allen Stücken!“

So wenig der Gesell geneigt war, sich Einbildungen hinzugeben, in den letzten Wochen hatte ihn doch der Gedanke beschäftigt, ob seines Meisters Tochter, wenn es ihr nicht gelang, einen passenden Käufer zu finden, sich entschließen würde, die Spenglerei fortzuführen und ihn als Geschäftsführer einzusetzen. Da war er in seinem Element gewesen. Eines Tages wehte der Heiratswind, er bekam die Grete, und sein Ollid war gemacht. Nun sah er, daß seine Hoffnung in den Brunnen fiel. In seinem Gesicht malte sich seine Enttäuschung.

„In vierzehn Tagen hör ich auf!“ sagte er mit rauher Stimme und ging.

Grete wunderte sich, daß er's auf einmal so eilig hatte. Was war ihm in den Kopf gefahren? Hatte er wirklich geglaubt, daß sie Verlangen trüge, ein Geschäft zu betreiben, von dem sie so gut wie nichts verstand? Hatte er seine Gedanken noch weitergesponnen? Sie hatte ihm nie dazu Anlaß gegeben. Er war ihrem Vater ein treuer Helfer gewesen. Das würde sie jederzeit gern bezeugen.

Schwester Trina, des Meisters Pflege-

rin, kam. Mifsammen gingen sie in die Liebfrauentirche und nahmen am Gottesdienst teil. Dann wanderten sie zum Friedhof hinaus. —

Als Grete nachmittags sich eben hingesezt hatte, ihrer Patin zu schreiben, die als Witfrau in Frieberg lebte, erschien zu ihrem nicht geringen Erstaunen Theobald Sonder. Seit Wochen, sagte er, stehe er auf dem Sprung, sie zu besuchen, er habe unmenschlich viel zu tun, doch habe er nun nicht länger warten wollen.

Sie bot ihm einen Stuhl an. Er ließ sich ihr gegenüber nieder.

Außerlich fand sie, hatte er sich kaum verändert. Er sprach wie jemand, der alles mit ungewöhnlicher Kraft ergreift. Von rüdem Wesen war nichts zu spüren. Sein sicheres Auftreten erweckte Vertrauen.

Mit warmen Worten gedachte er des Meisters Füllinger, den er von jung auf gut gekannt hatte, von dem er, wie er verriet, als Lausbub verdienstermaßen öfter verprügelt worden war. Er trug allerlei Züge des Abgeschiedenen zusammen, so daß Grete belebt, ja ergötzt ihres Vaters Bild in einem neuen Lichte sah. Sie zeigte sich redseliger, als es sonst ihre Gewohnheit war, sagte, was ihre Lage ausfüllte und offenbarte, wie schwer jetzt alles auf ihr lastete.

Theobald Sonder hörte teilnahmvoll zu. Er selbst, sprach er, habe früh seine Eltern verloren. Glücklicherweise sei sie von niemand abhängig. Er dagegen wisse, was es auf sich habe, sich als armer Schluder durchzuschlagen. Wenn er noch ein bißchen bleiben dürfe, könne er allerlei erzählen.

Grete verfehte, sie habe nichts zu ver-

säumen.

„'s war sellemal hohe Zeit,“ hob er an, „daß ich von hier fortmacht' und daß mir die Hundsmucken ausgetrieben wurden. Draußen legt man manches ab, Grete! Ich hab erst bei verschiedenen Meistern geschafft, dann war ich anderthalb Jahre beim Metzger Schlunt in Duderstadt. Mir kann einer schon was zumuten, aber was ich da schanzen muß, das war kolossal. Fünf Stunden Schlaf, meint' der Meister, wär genug. Abends um halb zehn wurd das Haus zugeschlossen. Wer nicht pünktlich da war, konnt sehen, wo er unterkam. Der Herr Schlunt sprach immer, als wenn er heißen Brei im Mund hätt. Ich verstand ihn aber doch. „Schreiben Sie sich's hinter die Ohren, Sonder,“ sagt' er. „Fleiß ist dem Glück seine rechte Hand. Und wenn Sie einmal selbständig sind, denken Sie dran: gewisse Ausgaben und ungewisse Einnahmen sind der Tod des Geschäfts!“ Ich hatt beim Einkauf den richtigen Blick. Deshalb wurd ich aufs Land geschickt. Das war kein Spaß. Meilenweit hatt ich das Vieh auf grundlosen Wegen zu hosen. Und was gab's zu futtern? Troden Brot, ein Stück Speck und eian Schluß Korn. Die Küber wurden am selben Abend geschlachtet, daß die Leber nicht litt. Am andern Morgen in aller Frühe ging's mit der vollbepackten Mulde in die Stadt.“

„Wer so ein Leben aushält,“ sagte Grete, „der muß einen Körper von Eisen haben.“

„Der Meister,“ fuhr Sonder fort, „konnt grob sein wie Sadzwillig. Dabei war er grundgut. Eh ich hintam, hatt er auf dem Eichsfeld einen wandernden Metzgergesell getroffen. Der gefiel ihm. Er fragt' ihn, ob er zu ihm möcht, er konnt grad jemand gebrauchen. Der Gesell, ein Bruder Lustig,

sagt', wenn der Meister ihm seine Tochter gät, tät er mitgehen. „Sie woffen ja gar nicht, ob ich eine Tochter hab,“ sagt der Meister. „Aber ich hab eine. 's kommt darauf an, ob sie so einen Kaffiz nimmt!“ Der Gesell ging mit. Er schlug ein, und es dauert nicht lang, da war er mit der Minna Schlunk versprochen. Ku passiert's, daß er mit seinem Fuhrwerk bei einem Uebergang unter die Eisenbahn kam. Er wurd als tot fortgetragen. Er war aber nur ohnmächtig. Von dem Tag an konnt er kein Glied mehr rührn. Wahrscheins durch den Schreck. Alles Doktern half nichts. Er sah wie ein Häufchen Kuglitz im Loden. Und sieht, schüß ich, noch. Sie hätten sehen sollen, Grete, wie der Meister um ihn herum war und die Frau und die Tochter. Er wurd gehalten wie's Kind im Haus.

„Jetzt begreif ich, daß Sie da anderthalb Jahr' geblieben sind,“ sagte Grete. „Für so brave Menschen pakt man sich gern.“

Vom Eichsfeld, erzählte Sonder weiter, wanderte er ins Sächsishe, dann nach Schlesien. In Breslau wohnt er seine Stelle, weil sein Meister abbrannte. Da beschloß er, nach Gleiwitz zu fahren, wo der Mehger Bremba, wie er gelesn hatte, einen Gesellen suchte. Fröh um fünf stand er am Billettschalter in Breslau, vor ihm eine Frau, die ein kleines Kind auf dem Arm trug, das in Bettstoller gewickelt war. Nachdem sie ihre Fahrkarte gelöst hatte, trat ein Mann zu ihr. Der sah aus wie ein Polak. Und er

sprach auf sie ein und fuhr mit den Händen in der Luft herum. Sie weinte. Als Sonder eine Viertelstunde danach in seinen Wagen vierter Klasse stieg, war da die Frauensperson mit ihrem Bündelchen. Ihrem Gesicht nach mußte sie noch sehr jung sein. Er knüpfte ein Gespräch mit ihr an und hörte, daß sie aus Beshniz gebürtig war. Ihr Kind, sagte sie, wäre erst vier Wochen alt und sehr elend. Eigentlich hätte sie mit dem armen Würmchen gar nicht reisen dürfen, aber ihre Mutter läge auf den Tod krank. Darum mußte sie heim. Er fragte: „Der Herr auf dem Bahnhof in Breslau war wohl Ihr Mann?“ „Nein,“ antwortete sie feuerrot, „mein Bräutigam!“ Je länger die Unterhaltung währte, desto offener gab sie sich. Sie war, das gestand sie ein, leichtsinnig gewesen, hatte ihr Gewissen an den Nagel gehängt und sie bereute es. Ob ihr Bräutigam sie heiraten würde, schien ihr noch nicht gewiß. Versprechen und halten war zweierlei. Sie schlug die Lächer zurück, ihrem Kind die Brust zu geben. Auf einmal tat sie einen Schrei, daß die Leute im Wagen herbeistürzten. Das Kind war blüßblau und regte sich nicht. Es war tot. Sie klammerte sich fest an ihn und heulte, daß man die Hände drunter waschen konnte. Ein Mitfahrer sagte, diesen Morgen sei ihm ein Hase über den Weg gelaufen. Das deutete auf einen nahen Todesfall. Der Zug hielt in Beshniz. Sonder hatte das Gefühl, daß er das Mädchen mit dem toten Kind nicht allein lassen durfte. Er stieg

aus. Der Ort lag eine gute halbe Stunde vom Bahnhof entfernt. Ein Fuhrwerk war nicht zu sehen. Da machten sie sich auf. Wie sie in das Städtchen kamen, begegnete ihnen eine alte Frau. Die sagte: „Kathinka. Deine Mutter ist gestern abend gestorben!“ Ein Unglück jagte das andere. Nun half er zwei Tote begraben. Die Leute meinten, er wäre der Kathinka ihr Schah. Soviel er vermochte, stand er der Bedauernswerten bei und setzte dann seine Reise nach Gleiwitz fort. Der Mehger Bremba war ein halber Narr. Er trat öffentlich als Ringkämpfer auf. Eines Tages gelästete es ihn, sich mit seinem neuen Gesellen aus dem Hessenland zu messen. Er war an den Unrechten gekommen. Schneller als Wurst locht, lag er unten. Das suchte ihn gewaltig. Von Stund an war er murrfinnig und boshaft. Sonder, der seine volle Schuldigkeit tat, ließ sich das nicht bieten und legte seine Arbeit nieder. Jetzt machte er einen großen Sah nach Berlin. Die Stadt war wunderschön, mit den Menschen konnte er nicht zurechtkommen. Er nahm den Ranzen auf den Buckel und marschierte über Magdeburg ins Braunschweigische. Auf der Landstraße sang ein Lappentunfer:

„Braunschweig, wärst du wasserreich,
Nichts auf Erden käm dir gleich.“
Larifari! Ein Land nährte das andre, keins war vollkommen. Wie er am Stadtkeller zu Schöningen vorüberstiegt, flog ihm ein lieblicher Duft in die Nase. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen. (Fortf. folgt)

Aus allen Ecken

Der Wacholder ist einer der interessantesten Bäume des nördlichen Deutschlands. Im Mai schüttet er, wie Dr. A. Koelch in seinem fesselnd geschriebenen Buch „Heide und Moor“ (Veröffentlichung der Kosmos-Gesellschaft, Stuttgart, Preis 1 Mk.) in folgender Art ausführt, seinen gelben Blütenstaub in seinen gelben Wolken über der Heide aus. Der Blütenstaub stammt von kleinen gelblichen Kästchen, die in den Nadeln der Nadelquirl zweijähriger Triebe beisammenstehen. An anderen Stellen sehen in Zapfenform die noch kleineren, grünlich gefärbten weiblichen Blüten. Gelegentlich werden die Blütenhäuschen auch zweigeschlechtig. So hat D. Meuser 1894 in der „Flora“ einen Busch von Gschwäpfer Moor am Starnberger See beschrieben, der fast ausschließlich Zwitterblüten trug; sie waren in allen Uebergängen mit rein weiblichen Blüten verbunden. In die Zwitter überdies vorwiegend waren, währte man fast versucht sein, in der „Mittleren“ einen Schritt auf jenem Wege zu sehen, der in späterer Zeit zu dem bei den höheren Pflanzen Mode gewordenen Zwitterpflanzen geführt hat. Von den zahllosen Samenlingen, die hinter den schuppenförmigen Bruchblättern verborgen liegen, kommen nur eine, höchstens zwei zur Entwicklung, und erst im zweiten Sommer wird die Frucht reif. Sie ist jedoch nicht, wie sonst bei den Nadelhölzern, ein Zapfen mit zahllosen Samen im Schuppengrund, sondern hat die Gestalt einer schwarzblauen, pflaumenähnlich bereiften fleischigen Beere mit drei Kernen unter der Haut. Sauertrauben, Feinschmedern und Hausfrauen ist die Wacholderbeere nicht unbekannt; denn sie ist ein beliebtes Küchengewürz. Räucher- und Hausapotheke. Auch macht man aus

ihren Wacholderschnaps oder Genever. Der Wacholder ist wohl der härteste Kerl unter den Nadelhölzern unserer Heimat und vielleicht überhaupt der härteste Baum unseres Kontinents. Er wächst überaus langsam, hat — nicht zulezt deswegen — ein ungemein hartes und schweres, rölliges Holz, wurzelt tiefer als alle anderen Heide-

Es beschwört euch selbst das Ausland, inwiefern daselbe nur noch im mindesten sich selbst versteht und noch ein Auge hat für seinen wahren Vorteil. Ja, es gibt noch unter allen Wäldern Gemüter, die noch immer nicht glauben können, daß die großen Verheißungen eines Reiches des Rechts, der Vernunft und der Wahrheit an das Menschengeschlecht eitel und ein leeres Trugbild seien, und die daher annehmen, daß die gegenwärtige eiserne Zeit nur ein Durchgang sei zu einem besseren Zustande. Diese und in ihnen die gesamte neuere Menschheit rechnet auf euch.
Johann Gottlieb Fichte, Reden an die deutsche Nation (1808)

pflanzen im Boden und ist neben der Birke und der Calluna am stärksten am Zustandekommen des eigentümlichen Landschaftsbildes und seiner herben Stimmung beteiligt. Aber während das Heidekraut zehn und, wenn es hoch kommt, zwölfs Jahre alt wird, kann der Wacholder das Alter eines Methusalem noch um das Zwei- und Dreifache und, wenn des Mensch ihn nicht säut, vielleicht sogar um das Zehnfache schlagen.

Ich vermag nicht genau anzugeben, wo der älteste Wacholder des mitteleuropäischen Festlandes steht, und wieviel Jahrhunderte er auf dem Rücken hat, doch sind im Innern des Bineburger Heidegebietes heute noch Bäume zu sehen, die als Kinder noch die Zeit Karls des Großen miterlebt haben dürften. An Gestalten ist er wohl reicher als jeder andere Nadelbaum. Sehr charakteristisch für die ganz trockenen, mageren, windumrauten Heidehügelhänge ist die als variatio nana bezeichnete Zwergform. Man meint, irgendein schwarzes Schildkröten- oder Stachelschweinier mache der Welt einen Buckel, ein vorzeitlicher kauschwärzlicher Riesenturich mit eingesunkenen Flanken und gestäubtem, stachelspitzigen Rückgrat kröche glockig durch den graugelb flimmernden Sand — so gedrungen-polsterförmig und zusammengerafft ist in diesem Fall das Wacholdergebäude. Erst ziemlich weit von der Ursprungsstelle und erst in ziemlich hohem Alter krümmen sich die stärksten der horizontal streichenden Äste nach oben um, wälzen sich bogig durch die Luft, fallen wieder zur Erde, platten sich bandförmig ab, steigen abermals in phantastischen Schlangengewindungen auf und drehen schließlich aus ihrem Stamm eine buschig auseinanderfallende Krone heraus, die der Wind sich herrichtet als Harje und jahrhundertlang zur Begleitung seiner Lieder benützt. Alpenwanderer werden sich entsinnen, mit ganz ähnlichen Wacholdergestalten im Vogelföhrengebiet der Hochgebirge (zwischen 1700 und 2800 Meter) zusammengetroffen zu sein, ja nach Schröder wurde der Zwergwacholder am Monte Rosa noch bei 3570 Meter über dem Meer gefunden, so daß sich eine neue Parallele zwischen der Zwergwacholder der subalpinen Region und der Niederungsheide herausstellt.